Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

daß Frankreich auf dem besten Wege ist, eine Hegemonie in Europa aufzubauen, die nicht ihresgleichen seit den Napoleonischen Tagen gehabt hat.... Wenn man sieht, wie der Völkerbund seine eigenen Gesetze und Verpflichtungen einhält, wirkt das niederschmetternd. Würde man die Satzungen in Anwendung bringen, so würde der Ruhrkonflikt durch den Bund auszugleichen sein, aber die Gesetze sind hier nicht in Anwendung gekommen. Frankreich hat gesagt, daß, wenn sich jemand in die Ruhrfrage einmischt, dies als feindliche Handlung angesehen werde. Es ist äußerst unglückselig, daß die Großmächte — und zwar schon von Anfang an — sich über des Völkerbundes eigene Bestimmungen hinwegsetzen konnten.... Im Saargebiet ist eine Regierungskommission eingesetzt, die auch einen Dänen zu ihren Mitgliedern zählt. Dieser Däne ist in Wahrheit jedoch Pariser. Und diese Kommission hat Dekrete aufgestellt, die durch und durch despotisch sind. Dies hat zu starken Angriffen auf den Völkerbund Veranlassung gegeben. Bei dieser Gelegenheit ist gesagt worden, daß der Völkerbund vollständig von Frankreich beherrscht werde. Liegen die Verhältnisse so, daß die Großmächte im Völkerbund tun, was sie wollen, sollten wir unsere Stellung in Erwägung ziehen. Kann des Völkerbundes Sinnesart nicht geändert werden, so muß die Frage von Norwegens Austritt aus dem Völkerbund aktuell werden.

Hambro (kons.): Es läßt sich nicht leugnen, daß die Enttäuschung über den Völkerbund in Europa allgemein ist. Der Hauptgrund ist der, daß der Völkerbund zu allen großen Fragen, die die Sinne in Bewegung gesetzt haben, still geschwiegen hat.... Solange der Völkerbund an den Versailler Frieden, den unmoralischsten Frieden, der jemals in der Weltgeschichte geschlossen wurde, gebunden ist, kann es nicht vorwärts gehen. Rechtsempfinden und nicht Gewaltpolitik sollte dem Völkerbund zu Grunde gelegt werden. Wenn die Vertreter der kleinen Staaten bei der nächsten Versammlung nicht gehört werden, glaube ich, wäre es zweckdienlich, die anderen, seinerzeit neutralen Staaten aufzufordern, mit den Vereinigten Staaten von Amerika gemeinsam einen neuen Völkerbund zu gründen.

Mohr (kons.): Der Völkerbund ist heute das Gegenteil von einem Friedensbund. Wenn nicht die Mängel, die dem Völkerbund anhaften, ausgemerzt werden, sollte Norwegen seinen Austritt anmelden.

Bücher

Staatenpolitik und Evangelium.*)

Als Christus in die Welt kam und seine ungeheuerliche Forderung aussprach, man müsse Gott mehr gehorchen denn den Menschen, da war sofort der Kampf gesetzt: sollte der Bürger sich an den Schöpfungen der Kultur beteiligen oder abseits stehen? Die Kirchenväter verneinten natürlich die Frage: ihnen schwebte der alles Irdischen entkleidete „Gottesstaat" vor. Auch die Mystiker des Mittelalters hatten ein gemeinsames Gebet: „Herr, gib mir, daß ich allen Dingen der Welt absterbe!" Sogar moderne Glaubenshelden haben hier dem Christentum nichts abmarkten lassen wollen. So Kierkegaard. „Vor allem errette man das Christentum vom Staate," ist das Leitmotiv aller seiner grimmigen Streitschriften. Und Blumhardt, in dem man schon das größte religiöse Genie unserer Tage zu sehen beginnt, sogar

*) Prof. Dr. Max Huber: „Staatenpolitik und Evangelium", Zürich 1923, Schultheß & Co.; 36 S.

über Luther stehend, sieht die Rettung für die Christen nur im restlosen Verzicht auf alles, was die Menschen leisten. „Das Christentum," sagt er einmal, „leidet, weil es zu wenig seinen Herrn bekennt und zu stark die Sitten, das Historisch-Gewordene." Das Menschwerden hätten wir verlernt, das Suchen nach dem „Gottesstil". Ob er nicht Recht hat?

Nie aber hat es auch an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche das Christentum ob seiner ablehnenden Stellung dem Staate gegenüber, scharf bekämpften. Am wuchtigsten holte Nietzsche gegen dasselbe aus, allerdings nur gegen seine kirchliche Form — Christus am Kreuze war ihm „immer noch das erhabendste Symbol". Nach ihm löst das Christentum den Menschen von der Hauptsache, der Kulturgemeinschaft, los und schließt ihn in eine „Gefühls-Idiosynkrasie" ein.

Wie Tolstoi, so stellt auch Huber die Frage: was müssen wir denn tun? Die Unmoral der Politik dürfe den Christen nicht abschrecken, sich asketisch der Welt zu entziehen, um seine Hände in Unschuld zu waschen. Kein einziges Wort der Schrift stelle das politische Leben jenseits von gut und böse. Freilich sei der Gegensatz Staat und Gott noch nie so grauenhaft vor den Menschen gelegen, wie heute: aut Christus aut Caesar! Die christliche Ethik dürfe aber den Staat nicht verwerfen, weil alles Menschliche nach Organisation, Form strebe. Wie aber, wenn die Verwirklichung der christlichen Ideale eine Sache der Unmöglichkeit wäre? Allerdings: der Krieg sei noch nicht aus der Welt geschafft, aber doch schon so Manches geschehen, was, wenn auch erst keimhaft, doch von den Evangelien herstamme. Den Antimilitarismus verwirft er freilich: er führe zum Anarchismus. Wenn er auch nicht mit dem gangbaren Schlagwort: der Krieg sei „ein Stahlbad" für die Völker einig geht, da er mehr Unrecht gestiftet denn der Frieden, so ist ihm der Ausgleich durch die Waffen dann gerechtfertigt, wenn die Vermittlung fehlschlägt. Wenn der Gläubige seine Aufgabe, sich zu veredeln, ernst nähme, dann würde das auch eine langsame Veredlung des Staatslebens zur Folge haben müssen. Aber zwischen Welt und Evangelium klaffe eine gähnende Kluft: wir müßten ihrer bewußt bleiben, an ihr leiden. Aus dieser Spannung allein erwachse uns die Kraft, an die scheinbar unlösbare Aufgabe heranzutreten, die Politik mit dem Geiste des Evangeliums zu durchtränken.

Das weise Schriftchen ist der Ausdruck der Not unserer Zeit: wen diese brennt, der lese es! Die Erklärung freilich, warum der Christ sich heute mehr denn je vom öffentlichen Leben absonderte, gibt der Verfasser nicht. Hier ist sie: der Gläubige stellt eine gesteigerte Persönlichkeit dar, der Dinge möglich, die Gewöhnlichen versagt. Der Staat aber ist ja gerade die Verkörperung der Unpersönlichkeit; darum konnten Technik und Wissenschaft, beide unpersönlich, das ganze Leben der Moderne ausfüllen. Nicht als ob sie verwerflich wären: aber die Kultur wurde Selbstzweck, löste sich vom Unbewußten los. Das ist die Frucht der Lehren Galileis und vor allem Bacons; der Fortschritt und der Erhaltungstrieb ersetzten die Entwickelung und den Erhöhungstrieb, das Streben der echten Christen. Diese können daher heute nicht mehr mit der Kulturentfaltung gehen; denn diese muß, wenn nur noch Sache des Verstandes, wie in Europa und mehr noch in Amerika, schließlich zur Selbstauflösung kommen und sich verschlingen. Dies sieht man augenblicklich in Deutschland, das ein verstandstoller, maschinenspeiender Mechanismus war. Wenn unsere Kultur von den dürren Schlacken gereinigt sein wird, wenn sie wieder, wie im Altertume, wo die Tempel, oder wie im Mittelalter, wo die Dome organisch aus dem Volksbewußtsein herauswuchsen, auf die Urgründe des Lebens gestellt sein wird, dann werden wieder Schöpfungen ans Licht steigen, großartiger als sie jemals gewesen. Dann werden auch die wahren Christen — es gab deren stets nur wenige — dem Leben der Öffentlichkeit nicht mehr als Fremdlinge gegenüberstehen, weil die Kultur dann wieder zu einem harmonischen Organismus geworden sein wird und nicht mehr, wie heute, kleine Teilstücke aus dem Dasein des Menschen herausbricht, um ihnen ein unverdientes, scheinbares Leben künstlich einzuträufeln! Wenn dann die ir-

dischen Angelegenheiten wieder in ihren bescheidenen Kreis zurückgewiesen sein werden und das Unnennbare nicht mehr mit plumpen Ellbogen wegstoßen, dann wird die Zeit gekommen sein, die einfache Lösung, die der Meister längst ausgesprochen, in die Tat umzusetzen: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, Gott aber — was Gottes ist." E. M.

Von Büchern.

Im bisher üblichen Lehrgang unserer Schweizergeschichte wurde das Hauptaugenmerk auf die Entstehungs- und Großmachtszeit der alten Eidgenossenschaft, den Untergang der alten Eidgenossenschaft und den Bau der neuen Schweiz im 19. Jahrhundert gelegt. Das 16. Jahrhundert nahm als Zeitalter der Glaubenskämpfe noch einen gewissen Raum ein. Fast ganz aber wurden übergangen das 17. und 18. Jahrhundert. Das fängt nun an anders zu werden. Und mit Recht. So sehr die Helden- und Großmachtszeit geeignet sind, die Begeisterung der Jugend für die vaterländische Geschichte zu entfachen, so liegen sie doch zu fern ab, um uns unmittelbar für die Gegenwart Anleitung geben und Richtlinie sein zu können. Anders verhält es sich mit dem 18. Jahrhundert. Das 18. Jahrhundert mit seinen Versuchen zur Regeneration des seit Marignano und der Glaubensspaltung zum Stillstand gekommenen staatlichen Lebens vermag unserer Zeit eine nie versiegende Quelle der Anregung zu bieten für die heute auch wieder mit dringlicher Notwendigkeit vor uns stehende politische und geistige Regeneration. Je mehr das 18. Jahrhundert geistesgeschichtlich durchleuchtet wird, desto mehr zeigen sich in ihm bereits alle Keime zu der Entwicklung, die die Eidgenossenschaft im 19. Jahrhundert, nach dem düsteren Zwischenspiel der französischen Fremdherrschaft, genommen hat. Das unglückliche Jahr 1798 trennt dann nicht mehr so scharf zwei Welten, wie es bisher erscheinen mochte. Es nimmt mehr den Charakter einer gewaltsamen, durch fremde Hand erfolgenden Unterbrechung einer kontinuierlichen Entwicklung an.

In sehr verdienstvoller Weise stellt **Werner Ninck** in einer Arbeit **„Vom Staatenbund zum Bundesstaat"** (Hoster, Winterthur, 1923, 96 S.) das „Erwachen des deutschschweizerischen Nationalgeistes im 18. Jahrhundert bis zur Gründung der Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1761" dar. Gerade die Jahrzehnte vor der Gründung der Helvetischen Gesellschaft, die Jahre der Ablehnung der französischen Bündniserneuerung, der Auflehnung gegen die französische Kulturvorherrschaft, des versuchten Ausgleichs der konfessionellen Gegensätze, der beginnenden Aufrüttelung und Aufweckung der Geister sind es, die unser besonderes Interesse verlangen. Die geistige Bewegung dieser Jahrzehnte war teilweise noch mehr von realem Gehalt erfüllt, als die nachherige, oft etwas allzu rührselige und gefühlsmäßige der Helvetischen Gesellschaft. Vergönnt war es ja weder der einen noch der andern, unmittelbar auf das erstarrte politische Leben einzuwirken. Sie blieben rein geistige Bewegungen, und erst nachdem das Schwert des fremden Eroberers den alten staatlichen Bau zerschlagen hatte, gaben sie die geistige Grundlage ab, auf der im 19. Jahrhundert die neue Eidgenossenschaft entstehen konnte. In der Gedankenwelt der beiden Züricher Johann Jakob Bodmer und Johann Kaspar Hirzel, des liberalen Luzerner Katholiken Franz Urs Balthasar, der beiden Berner Beat Ludwig v. Muralt und Albrecht v. Haller und des Baslers Isaak Iselin schildert Ninck, in vollendeter Einfühlung in die weltanschaulichen Voraussetzungen jener Zeit, das Erwachen des nationalen Geistes und die Vorahnung staatlicher Regeneration. Das tiefe sittliche Ethos und die opferfreudige Hingabe jener Männer an die Aufgaben des Vaterlandes mag unserer an „Männern" so armen Zeit erst recht Vorbild und Ansporn sein.

* * *

Auf ein Buch, aus dem unsere Leser in der März-Nummer des vorigen Jahrganges einen Teil kennen gelernt haben — „Über den schweizerischen Partikularismus" — und das wir diesen Sommer im Juli-Heft bereits kurz anzeigten, möchten wir heute noch einmal hinweisen, auf das Buch **Eduard Blochers „Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart"** (Stuttgart 1923, Ausland- und Heimatverlag, 280 S., im schweizerischen Buchhandel Fr. 4.50). Zwei Eigenschaften machen uns dieses Buch besonders lieb und wertvoll. Einmal: Es ist kein Fachwerk von irgend einem Spezialisten. Hier kommt in gedrängter, gesichteter und geläuterter Form zur Darstellung, was eine in leidenschaftlicher, verzehrender Liebe ihrem Volke und dessen geistigen und politischen Gütern hingegebene Persönlichkeit in langer Lebenserfahrung gesammelt und durchdacht hat. Gerade diese Art, die nähere und ferne Umwelt durch ein persönliches, oft leidenschaftliches Temperament zu sehen und darzustellen, ist in den Kriegsjahren von gewissenlosen Hetzern dazu benutzt worden, Blocher zu verunglimpfen und vor seinen eigenen Landsleuten zu verdächtigen. Wie unrecht, wie tief unrecht das war, zeigt nun gerade dieses Lebenswerk, dieses klare, geläuterte Bekenntnis, das in jedem Wort, in jeder Zeile das warme Blut, den persönlichen Anteil des Verfassers verrät. „Meine Urteile und meine Betrachtungsweise mögen hie und da auf Widerspruch stoßen. Der gerechte Leser wird aber hoffentlich redliches Bemühen erkennen und überall die Liebe zur Heimat und die Freude am Erbe der Väter herausfühlen, die mich von Anfang bis zum Ende meiner Arbeit erfüllt und geleitet haben."

Mit diesen Worten leitet Blocher selbst sein Buch ein. Wem Liebe zur Heimat und Freude am Erbe der Väter die Feder führt, dessen Werk wird allen denen zum Nutzen gereichen, die von dieser selben Liebe und Freude erfüllt sind.

Und die zweite Eigenschaft, die dem Buche besonderen Reiz und Wert verleiht: „Das vorliegende Buch ist ein Versuch, die Schweiz dem deutschsprechenden Ausland verständlich zu machen und näher zu bringen. Ich bitte, im Auge zu behalten, daß ich zunächst für Nichtschweizer geschrieben habe" (Vorwort, S. 7). Das Buch ist im Hinblick darauf geschrieben, daß es in erster Linie von Deutschen oder sonstigen deutschsprechenden Ausländern gelesen wird. Das verlangt aber einen viel größeren Abstand von den Dingen, eine strengere Objektivität, als wenn es für den Hausgebrauch geschrieben wäre. Und, wenn es gilt, das eigene Land dem Ausland verständlich zu machen und näher zu bringen, muß dort angefaßt werden, wo das Interesse des Auslandes zu gewinnen ist. „Der Titel: die deutsche Schweiz ist nicht so zu verstehen, daß von der nichtdeutschen gar nicht die Rede sein solle, sind doch die Landesteile der Schweiz durch die Geschichte untrennbar verbunden. Der Titel soll nur sagen, daß ich der deutschsprechenden Welt meine Heimat als ein Stück deutschen Sprach- und Kulturbereichs vorführen will und die romanischen Landesteile bloß soweit behandle, als es diesem Zwecke dient" (Vorwort, S. 7). Da ergibt sich nun eine große Zahl fruchtbarer Parallelen, die je und je durch alle Jahrhunderte hindurch zwischen dem Schicksal bestanden haben, das das deutsche Sprach- und Kulturleben auf dem Boden der Schweiz und außerhalb dessen Bereich erlitt. Aufmerken mögen aber auch jene im Ausland, die in Unkenntnis unserer Geschichte und Gegenwart gerne an der Sprachgrenze zwischen deutsch und welsch einen Trennungsschnitt ziehen möchten. Gerade das ist ein Hauptverdienst dieses oberdeutschen Alemannentums, so führt Blocher aus, daß es weites welsches Sprachgebiet so mit seinem Geist (besonders in der Reformation) zu durchdringen und an sich zu fesseln wußte, daß heute, auch nachdem vor 125 Jahren den fremdsprachigen Untertanenländern oder zugewandten Orten staatliche Gleichberechtigung gegeben wurde, ein festes staatliches und geistiges Band die Landesteile französischer Sprache an das deutschschweizerische Stamm- und Staatsvolk bindet. Parallel lief aber nach der politischen Trennung vom Reich nicht nur die beidseitige geistig-kulturelle Entwicklung, sondern sehr oft

auch die staatlich-politische und Blocher meint nicht ohne Stolz auf sein eigenes Land: „Vielleicht ist es auch nicht nutzlos, wenn in der gegenwärtigen Zeit politischer Wandlungen und Versuche deutschen Lesern gezeigt wird, wie oberdeutscher Geist auf altem deutschem Boden die Aufgaben des Volksstaates gelöst hat" (Vorwort, S. 8). Ebenso sehr wie deutschen Lesern mag Blochers Buch aber auch schweizerischen Lesern wertvolle Anregung und manch neuen Aufschluß geben. Was im 2. Buch in einzelnen Kapiteln über die staatliche Gemeinschaft gesagt wird — unsere Leser kennen das treffliche Kapitel über den schweizerischen Partikularismus — oder im 4. Buch z. B. über den Charakter der verschiedenen Schweizerstädte, gehört zum besten, was überhaupt je darüber gesagt und geschrieben worden ist.

* * *

Wer sich ein kleines Bild machen will von der Tätigkeit, die Otto v. Greyerz auf dem Gebiete der deutschen Sprache und schweizerdeutschen Mundart, des Deutschunterrichts, des Volksliedes, des Heimatschutzes und des Heimatschutztheaters, als „Schulmeister", als Hochschullehrer usw. entwickelt hat, möge zu der **„Festgabe von seinen Freunden: Unserm Otto v. Greyerz zum 60. Geburtstag"** (Francke, Bern 1923, 104 S., Fr. 5.60) greifen. Er wird darin von Verehrung und Liebe zu ihrem Lehrer und Meister getragene Beiträge finden von Rud. v. Tavel, Georg Küffer, Gottfried Bohnenblust, Josef Reinhart, Maria Waser, Arnold Büchli, Simon Gfeller u. a. m.

* * *

Über **„Wirtschaftsparlamente"** — „Von den Revolutionsräten bis zum Reichswirtschaftsrat" — veröffentlicht **Georg Bernhard** im Rikola-Verlag, Wien 1923, eine kleine Schrift. Man wird diese gern durchblättern, um sich noch einmal die verschiedenen Versuche zu vergegenwärtigen, die in den vergangenen Jahren mit ihrer ganzen intellektuellen Verwirrung auch auf dem Gebiete der Wirtschaft und der Wirtschafts-„Politik" gemacht worden sind. Die Entwicklung, die diese Versuche in Deutschland zuletzt im Reichswirtschaftsrat genommen haben, verläuft allerdings gerade entgegengesetzt, als sie der über alles etwas, über nichts aber gründlich Bescheid wissende, bloß auf Mitschwimmen in jeder Zeit- und Modeströmung bedachte Georg Bernhard erwartet hat und erwarten möchte. Es ist auch nicht einzusehen, warum zu dem politischen Parlament, das seinen Aufgaben bald in keinem Land mehr gewachsen ist, noch ein wirtschaftliches Parlament mit ebenso viel Gerede und Zeitvergeudung hinzukommen sollte. Beraten kann man sich durch einen Reichswirtschaftsrat lassen. Aber die Entschlüsse müssen von wenigen und dafür Verantwortlichen gefaßt werden.

* * *

Auf das 50. Jubiläum einer Zeitschrift darf hier hingewiesen werden, die in den Jahren ihrer Gründung Beiträge von Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer brachte, auf die heute von Rudolf Pechel herausgegebene und geleitete **„Deutsche Rundschau"** (Verlag Gebr. Paetel, Berlin). Die „Deutsche Rundschau" gehört zu den führenden deutschen Zeitschriften und bringt auch der Schweiz, wie auch den andern europäischen Neutralen, ein reges Interesse entgegen.

D.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2.
— Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.